

Rhythmen der klassischen Antike

Vor gut drei Jahrzehnten sah eine außergewöhnlich profilierte Generation von Geisteswissenschaftlern in Deutschland die Zeit der Erneuerung gekommen. Eine Öffnung der akademischen Welt hin auf die gebildete Öffentlichkeit, welche in der politisch progressiven Brise jener Zeit auch und gerade die nichtbürgerlichen Schichten der Gesellschaft einschließen sollte, gehörte wie selbstverständlich zu ihrem Bild von einer besseren Zukunft. Innerhalb dieser akademischen Reformbewegung forderte und erwartete man eine breite Rückkehr zu den Bildungsinhalten und Forschungsgegenständen aus der klassische Antike.

Der Latinist Manfred Fuhrmann und der Althistoriker Christian Meier, beide mit der Forschungsgruppe „Poetik und Hermeneutik“ als der zentralen geisteswissenschaftlichen Energiequelle jener Zeit assoziiert, richteten einen Großteil ihrer Arbeit und ihrer Publikation eben an einem solchen, bald in eine Prognose umschlagenden Programm aus. Fuhrmann wartete mit brillanten Übersetzungen der Schriften Ciceros auf, schrieb eine bis heute nicht überbotene Geschichte der neuzeitlichen Rezeption von Aristoteles' „Poetik“ und krönte sein Engagement mit einem Lehrbuch der lateinischen Sprache unter dem Titel „Nota“, dessen Übungseinheiten durchgängig an Originaltexten ausgerichtet waren. Meier unterstellte seine Cäsar-Biographie der provokanten Frage, was „historische Größe“ sei.

Trotz solch außergewöhnlicher Leistungen überwiegt im Rückblick der Eindruck, dass Fuhrmann, Meier und ihre Kollegen am Ende jenes Maximalziel nicht erreichten, das sich allein mit einer differenzierteren und intensiveren Präsenz der klassischen Antike in der außerakademischen Welt ihrer Zukunft – unserer Gegenwart – ganz erfüllt hätte. Diesen Befund bestätigt das vor drei Jahren unter dem Titel „Die Zukunft des ‚Klassischen‘“ erschienene und bald mehrfach übersetzte Buch von Salvatore Settis, einem Kunsthistoriker und Rektor der Pisaner „Scuola Normale Superiore“.

Er belegt das Urteil, dass die jüngsten Forschungsergebnisse zur Antike und die Gegenwart der Klassik in der Öffentlichkeit nie weiter voneinander entfernt waren als heute. Dies wird nicht im Ton der Klage vorgetragen, sondern zur These zugespitzt, dass die derzeit überhandnehmenden Bezugnahmen auf die klassische Antike als ideologischen Rahmen für die europäische Einigung so flach und substanzlos ausfallen, weil sie sich von der Forschung abgelöst haben. Wir sind unendlich weit von jener Epoche entfernt, als das neugegründete Deutsche Reich im späten neunzehnten Jahrhundert dem Altphilologen Wilamowitz-Moellendorf zu-

traute, im Auftrag des Kaisers die Neujaahrsansprache für die Nation zu halten.

Wenn es etwas auszusetzen gibt an dem Buch von Settis, dann, dass auch seine eigenen Vorschläge zur Wiedergewinnung der klassischen Antike recht akademisch bleiben. Anregender ist seine Intuition, dass es einen Rhythmus in den Renaissance des Altertums gebe. Die in den siebziger und achtziger Jahren so energisch betriebene Renaissance ist vielleicht daran gescheitert, dass die oft ungelentk wirkende Antike-Verehrung der Wilhelminischen Zeit noch nicht hinreichend verschwunden war, um Raum für neuen intellektuellen Enthusiasmus zu lassen. Heute konvergieren vielfache und in ganz verschiedenen Kontexten sich manifestierende Symptome für eine andere, unverhoffte Faszination durch die griechische und die römische Vergangenheit. Die „New York Times“ berichtete in diesem Frühjahr,

dass sich an den meisten amerikanischen Spitzenuniversitäten die Zahl der Absolventen im Bereich „Classics“ vervielfacht hat. Zugleich scheint die Zahl der Dissertationsprojekte zu steigen, die nun nicht mehr frühneuzeitliche und romantische Texte mit den intellektuellen Lieblingsmotiven der Dekonstruktion assoziieren, sondern sich der Antike-Faszination bei Petrarca, Montaigne, Hölderlin oder Flaubert widmen.

Sichtbarer ist eine neue Konvergenz unter Geisteswissenschaftlern, die nicht zu den Spezialisten auf dem Gebiet der klassischen Antike gehören, ihre Überlegungen in Texten oder Situationen der lateinischen und der griechischen Vergangenheit zu fundieren. Peter Sloterdijks „Zorn und Zeit“ beruft sich auf die Epik und auf ein Ethos der griechische Antike bei dem Versuch, eine Lanze für starke Affekte und ihre gestische Objektivierung zu brechen.

Wenn sich die europäische Philosophie am Ende auf Fußnoten zu Platon beschränkt, wie es Alfred North Whitehead einmal überspitzt formuliert, dann kann man von der politischen Theorie sagen, dass sie zu einem erheblichen Teil aus Fußnoten zu Caesar und zur Geschichte seines Ruhms besteht. Der römische Staatsmann führte seine Herkunft auf den Troja-Flüchtling und Rom-Gründer Aeneas und damit auf die Göttin Venus zurück. Sein Name wurde „Kaiser“ gesprochen und dann zur Bezeichnung des höchsten Amtes im Reich, während die romanischen Sprachen die Ableitung von dem Titel „Imperator“ bevorzugten. Max Weber und Oswald Spengler sahen den „Caesarismus“ als überzeitliche Versuchung in Krisenzeiten einer Republik. Unser Bild zeigt eine Marmorbüste des Staatsmannes, Feldherrn und Schriftstellers.



Aber es geht ihm kaum mehr um Affirmation oder Kritik „politischer“ Werte und Situationen, sondern um Diagnosen zu Formen des individuellen Lebens der Gegenwart. Man kann Sloterdijks Perspektive auf die Antike „neoexistentialistisch“ nennen und so die Konvergenz seiner Thesen mit dem aristotelischen Begriff des „Ethos“ erklären.

Ähnliches gilt auch für Friedrich Kittlers auf mehrere Bände angelegtes Werk über Mathematik, Musik und Eros im antiken Griechenland und für Karl Heinz Bohrer's Buchprojekt zur Ästhetik und Nachgeschichte der Tragödie. In beiden Fällen gehört Distanz gegenüber verbreiteten Mustern individueller Existenz zum Ausgangsmotiv. Bohrer wie Kittler bewundern angesichts eines zum Massenphänomen verkommenen Individualismus die Orientierungsleistungen der Polis. Der vor wenigen Jahren über solche Optionen schnell verhängte Vorwurf, „konservativ“ zu sein, lässt sich kaum mehr vernehmen.

Ähnliche Gedanken beobachtet man auch bei den Spezialisten. Die Berliner Altphilologin Gyburg Uhlmann-Radke konzentriert sich auf den Begriff und die Gestalten der „Phronesis“, das griechische Äquivalent der „Gelassenheit“. Ihr Lehrer Arbogast Schmitt hat längst seine philosophiehistorischen Studien zur Epistemologie der aristotelischen Schriften in den systematischen Vorschlag umgesetzt, Akte der Unterscheidung nicht – wie es seit dem „Linguistic Turn“ gang und gäbe geworden war – ausschließlich als Unterscheidungen von Begriffen anzusehen, sondern direkt auf die uns alltagsweltlich begegnenden Phänomene zu beziehen. In den Vereinigten Staaten ist Andrea Nightingale mit einem ähnlich ausgerichteten Buch zum Begriff der „Theoria“ hervorgetreten, während Martha Nussbaum internationale Anerkennung mit der Illustration und Differenzierung ihrer rechtsphilosophischen Positionen im Rückgriff auf die griechische Klassik erwarb.

Aber lässt sich aus der Perspektive von Settis' These zum historischen Rhythmus der Antike-Renaissancen erklären, warum heute – anders offenbar als noch vor wenigen Jahrzehnten – die Zeit reif zu sein scheint für solche Faszinationen? Wer sich hier an einer Antwort versucht, kann die Entdeckung machen, dass die derzeit vorherrschende Verbindung von Antiken-Interessen mit existentialphilosophischen und epistemologischen Fragen dem Status einer am Ende erstaunlich kleinen Zahl von „charismatischen Begriffen“ aus dem Altgriechischen (wie es Robert P. Harrison einmal formuliert hat) im Werk von Martin Heidegger ähnelt. Allerdings handelt es sich dabei höchstens um eine bemerkenswerte Parallele, sicher nicht

um das Symptom einer Breitenwirkung der Schriften Heideggers.

Denn eher als die Folge machtvoller Einflüsse ist die jüngste, bisher noch allein akademische Antiken-Renaissance wohl eine Reaktion auf die Erschöpfung von lange Zeit dominanten Paradigmen, die ein neu aufzufüllendes diskursives Vakuum hinterlassen haben. So ist die Antike nicht allein in den Reden der Euro-Politiker an die Stelle der nationalen Literatur- und Kulturgeschichten als Rahmen für das gegenwärtige Leben von Traditionen getreten und zu einem wieder intensiv schwingenden Resonanzboden für akademische Leidenschaften der Gegenwart geworden; zugleich und ohne Widerspruch funktioniert sie – etwa in den jüngsten Arbeiten von Sloterdijk und Kittler – auch als ein attraktiver, aber nicht eigentlich exotischer Kontrast-Hintergrund für die Wahrnehmung der Gegenwart.

Und schließlich sind wir Zeugen einer Paradigma-Erschöpfung philosophischer Art: Sie zeigt sich in der als intellektuellem Überdruß erlebten Distanz gegenüber dem vom „Linguistic Turn“, von der Dekonstruktion und von den Medienwissenschaften einst hochgehaltenen „Primat der Vermitteltheit“, anders formuliert: in einem neuen Abstand zum Tabu der Naivität, das lange auf dem Wunsch nach unmittelbarem Zugang zu den Phänomenen der Vergangenheit und Gegenwart lastete, ja über jeglicher Weltreferenz überhaupt. Eine darauf festgelegte Moderne wirkt heute anämisch gegenüber den Welten der Antike. Auch deshalb wohl sind Griechenland und Rom – beinahe unbemerkt – zur Zone einer neuen Bejahung von Innerweltlichkeit in den Geisteswissenschaften geworden. HANS ULRICH GUMBRECHT

Nicht jede Epoche findet den Zugang zur Welt der Griechen und Römer. Aber wenn nicht alles täuscht, erleben wir ein neues Interesse an der Polis, an der Tragödie und dem antiken Ethos.